

Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren [Schluss]

Autor(en): **Züricher, Bertha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 50

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

blauangelaufenen Hände, wimmert leise. Bald kann er nicht mehr stehen. —

Mitten in all diesem gleichgültigen Volke, das nur an sich denkt, nur noch an die, die ihm nahe stehen, trippelt sorglos, klein und unscheinbar ein kleines Mädchen, von dessen Blondschopf unschuldig und fest zugleich zwei winzige, strammgeflochtene Zöpfchen lebensbejahend hinausragen in Wind und Wetter, ins volle, verheißungsvolle Leben. Von hinten sieht man sogleich die beiden Zöpfchen und etwas weiter unten zwei rote, frische Pausbäcklein, wie dralle, pralle Aepfelfchen. Nun blidt es sich um, das Fingerchen im Beerenmunde, lächelt aus zwei Stüdlein Himmelsblau, denn ach, Großmutter hat ihm auf das kommende Fest zwei nigelnagelneue, blickblanke Fünfsigrappenstücke geschenkt, mit denen es nun die Stadt beehren will und alles kaufen kann, was sein fünfjähriges Herzchen sich wünschen mag, so denkt die Kleine, Seligkeit im Schwung der runden Beinchen und Aermchen, die wie Windmühlenflügel durch die Menge rudern.

In der Ecke steht der Mann. Das Mädchlein trippelt heran, ganz sorglose Lust, Kindlichkeit, Freude.

Ein rascher Blick aus sonnigen Augen, ein Stutzen, ein Sichwundern, und dann auf einmal ein Schatten über dem Frühlingshimmel des Kinderblickes.

Der arme, alte, kranke Mann! Warum er wohl so dasteht und friert? Gewiß hat er Hunger und kein Geld, sonst ginge er heim.

Zwei Blauaugen schauen groß und tief, füllen sich langsam mit Mitleid, daß sie weinen. Zwei kleine Händchen umklammern noch den erst gewonnenen Silberschatz, öffnen sich zögernd, widerwillig beinahe, legen die funkelnden Geldstücke bloß. Ein kurzer, innerer Kampf, dann ein Aufleuchten aus Seelentiefern, ein entschlossener Ruck nach vorwärts mit festen Füßen.

„Da, lieber Mann, das ist für dich. Ich habe es vom Großmutter bekommen. Kauf dir etwas, gelt“, und leiser, „sei nicht traurig, armer Mann“, und schon ist sie wie der Wind davon, daß die Zöpfchen baumeln und die roten Pausbäcklein noch röter werden.

Der Bettler steht da, hat nicht mehr Hunger, nicht mehr kalt. Spürt nur noch den weichen, warmen Druck dieser fremden Kinderhand, wie einen Hauch aus einer besseren Welt, die es also doch noch gibt. Er sieht auf das kleine Geldstück, schüttelt den Kopf, murmelt etwas vor sich hin und wankt dann seines Weges, denn diese Gabe hat ihm mehr geschenkt, als es den Anschein hat, denn durch sie wurde auch seine Seele erwärmt und erhellt.

Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren.

(Schluss.)

Wir hatten auch entdeckt, es war in der dritten Klasse, daß er für unsere herzige Klassenlehrerin, von der wir alle begeistert waren, schwärmte, und das gab uns boshaften Mädchen die unglaublichsten, phantasievollsten Ideen in den Kopf. Natürlich war es in unseren Augen schon ein Verbrechen, wenn man „Schneuz“ hieß, eine so junge, hübsche Lehrerin, wie Fräulein Didi war, auch nur anzuschauen.

Das größte Delikt ihm gegenüber brachte ich gerade in dieser Zeit zustande, indem ich eine langweilige Rechnungsstunde dazu benutzte, um meinen Widersacher, der mit Vornamen Samuel hieß, abzufanterfeien, als erster Porträtversuch meines Lebens. Mit der Unterschrift „Samuel, der Magnet“, ließ ich das Blatt von Bank zu Bank gehen und durch das verhaltene Gelächter meiner Mitschülerinnen mußte es natürlich in seine Hände und von da in den Papierkorb gelangen. Nun aber kam das Gericht! Plötzlich erschien

unser Direktor, bei dem mich der beleidigte Lehrer verklagt hatte; ich mußte aufstehen und eine, wenn auch sehr sanfte, Strafpredigt über mich ergehen lassen. Der Direktor war ein Freund meines Vaters und sagte, er wisse, daß ich es nicht aus Boshaftigkeit, sondern nur aus Uebermut getan — aber — ich mußte heilig versprechen, so etwas nie zu wiederholen!

Unsere geliebte Klassenlehrerin gestand mir später, (etwas unpädagogisch zwar, ich war noch bei ihr in der Schule), sie habe das Blatt aus dem Papierkorb gerettet, denn sie machte sich wohl heimlich mit uns über ihren Kollegen lustig. Aber von nun an hatte ich es mit diesem für immer verdorben. Einmal jagte er mich mitten in der Stunde, es war schon in der zweitobersten Klasse, hinaus, und als es mir draußen im Gang und in der Garderobe zu langweilig wurde, kam mir eine glänzende Idee. Da draußen hing ja unsere Schulglocke, die oft willkommene Befreierin, und niemand würde es merken, wenn die Stunde etwas abgefürzt würde. Eins, zwei — ich zog wirklich und erschraf über den dröhnenden Klang, der plötzlich das ganze Haus erschütterte. Schleunigst verkroch ich mich hinter den Kleiderständer. Da hörte ich aus den Klassen die Lehrerinnen und Lehrer in den Gang stürzen: das sei, es sei ja erst dreiviertel und niemand wußte, wer geläutet hatte. Natürlich bekam ich Angst und kam erst im Getümmel der großen Pause wieder zum Vorschein. Ob ich niemand gesehen hätte, der an der Glocke gezogen habe, fragte mich eine Mitschülerin schalkhaft und ich war ganz erstaunt, wie unschuldig ich mich plötzlich stellen konnte, denn ich hatte natürlich nichts gemerkt.

Aber dieses Rebellentum gegen einen kleinlichen und launischen Lehrer löste dann auf der andern Seite eine fast übertriebene Schwärmerei für unser „Beilchen“, wie wir unsere sympathische Klassenlehrerin nannten, aus. Wir gingen für sie durch dick und dünn, dichteten und malten sie an und brachten ihr alle Blumen, die wir aufstreifen konnten. Schließlich gründeten wir noch, nach dem Beispiel der Großen, ein „Kränzchen“, jedes Mitglied hatte seinen Blumenamen und Fräulein Didi kam wirklich manchmal an unsere monatlichen Teenachmittage. Meine Freundin Leni, die Intima meiner ganzen Schulzeit, und ich trieben es am Tollsten. Draußen auf einem einsamen Feldweg, in der Nähe des Nebischlöchli, hatten wir einen Markstein entdeckt. Wie oft machten wir morgens vor der Schule den Umweg und befränzten diesen Stein, als Symbol unserer ewigen Liebe. O zwölffähriges Mädchenherz!

Durch dieses Treiben wurde man aber auch bei den andern Lehrern auf unsere kleine Schar aufmerksam. Man fand, wir seien mehr mit Freundschaft und Intimitäten als mit dem Lernen beschäftigt und so wurde am Ende des Schuljahres beschlossen, mich als Hauptanfertigerin in die Parallelklasse zu versetzen. Etwas Schlimmeres hätte man mir nun aber nicht zufügen können. Ich war schon durch den „Schneuz“ etwas kopfscheu geworden und sollte nun noch von meinen liebsten Kameradinnen getrennt werden. Diese gingen alle zum Direktor und baten, man solle mich doch in der Klasse lassen. Aber es war beschlossene Sache. So kamen wir noch zusammen und ich schwor feierlich, nichts, auch gar nichts zu lernen, bis ich wieder mit meinem Kränzchen vereint sei. Aber o weh, auch dieses wurde durch Befehl von oben aufgehoben und wir waren plötzlich wieder ganz gewöhnliche Schulmädchen und ich noch dazu strafversetzt.

Ich hielt wirklich Wort, und dieses Jahr in der zweitobersten Klasse ist mir auch als ein beschämendes Kapitel in der Chronik meiner Schulzeit in Erinnerung. Natürlich hatte ich aber den Schabernack bei meinem Schwur, zu faulenz, nicht ausgeschlossen und je ernster ich es mit letzterem nahm, um so rabiater ging ich darauf aus, in diesem Jahr ein richtiger Klassenunhold zu werden.

Auch meine neue Klassenlehrerin litt darunter, es war noch dazu die Schwester einer lieben Tante von mir und ich hätte ihr gerne die Freude gemacht, eine gute Schülerin zu sein — aber ich konnte nun nicht mehr und trieb das ganze Jahr einen Unsinn nach dem andern. Da hatten wir zum Beispiel eine sehr gelehrte, aber viel zu gutmütige Englischlehrerin, die Schwester unseres im Grunde auch viel zu milden Direktors. Auf sie hatte ich es neben dem „Schneuz“ besonders abgesehen und all das Predigen der guten Miß Christiane half nichts. Warum sprach sie aber auch unsere Namen so amüßant englisch aus? „Schäme dich, Börtha, hüte dich, Börtha, wie, du lachst noch, Börtha“ klang es pathetisch in mein Ohr. Wie hätte ich da ernst bleiben können!

Auch dieses Jahr, mit all den schlechten Zeugnissen, innerer Unzufriedenheit mit meinen Leistungen, die gar nicht meinen wirklichen Fähigkeiten entsprachen, ging zu Ende und brachte am Schluß noch verschiedene Veränderungen. Unser Direktor, der sich im Schulamt nie heimisch fühlte, ging wieder auf eine Landpfarrei und mit seinem Nachfolger, Direktor Tanner, kam mit einem Male pulsierendes Leben in die Schule. Meine alten Kameradinnen hatten es durchgesehen, daß ich wieder zu ihnen zurückkehren durfte, und meine Heimkehr wurde fast so gefeiert wie die des verlorenen Sohnes. Ich begrub feierlich meinen Schwur und nahm mir nun ebenso intensiv vor, in der ersten Sekundarklasse und in der darauffolgenden Fortbildungsschule noch viel zu lernen. So kam nun eine wirklich schöne und beglückende Zeit, die bis zu meinem Austritt dauerte.

Da war also vorerst unser neuer Direktor, der wie ein frischer Wind in unser etwas zerspaltenes und zerrissenes Schulwesen hinein fuhr und der in gewissem Sinne wieder den Geist Widmanns zurückzauberte. Er war ein Mann so Mitte Vierzig, mit starkem Temperament und einer wahren Feuerseele, wenn er auf dem Katheder stand und wie vermochte er seine Schülerinnen zu begeistern! Dies war ihm sowohl als Geschichts- wie als Religionslehrer gegeben, und ich zählte noch zu den Glücklichen, die in der Oberklasse auf Bitte einiger Väter von ihm Privatunterweisung bekamen. Diese beiden Fächer, die ich vorher zu den langweiligsten rechnete, wurden nun mit einem Male köstliche Fundgruben, von denen ich mir nie hätte träumen lassen. Noch sehe ich ihn vor mir, den mittelgroßen, etwas untersehten Mann, mit der kühn geschwungenen Nase, der hohen Stirn und den lebhaften Augen, wie er, schon dozierend, das Pult erstürmte, dann wieder das Fenster aufriß, um mehr Luft zu bekommen und uns alle in Begeisterung hineinriß für seine römischen oder griechischen Helden oder alten Propheten. Das war keine langweilige, auswendig gelernte Statistik, nein, das war zugleich Leben und Anschauungsunterricht im besten Sinne. Noch heute habe ich das Gefühl einer starken, überragenden Persönlichkeit.

Neben seinem großen Ernst hatte er aber auch viel Sinn für Humor, und noch heute tönt mir sein fröhliches Lachen in den Ohren, als er, was er gerne tat, an einem schönen Sommernachmittag seine Unterrichtsstunde in den Bremgartenwald verlegt hatte. Wir hatten unterwegs übermütig die Melodie „Ich hatt' einen Kameraden“ angestimmt und dazu als Text und zu guter Gedächtnisübung die Namen der zwölf kleinen Propheten gesungen. Der Schlußrefrain „Haggai, Zacharia, Maleach“ klang zwar etwas abgehackt, aber ich glaube, keine von uns hat das Duzend Namen, die wir damals durch den stillen Wald schmetterten, je vergessen!

Nach der Sekundarschule trat ich zuerst in die Fortbildungsklasse ein, die damals unter der Ägide der allgem. beliebten „Frau Professor“ stand, der späteren langjährigen Leiterin der Handelsschule; aber bald ließ ich mich von Leni, die Lehrerin werden wollte, ins Seminar hinüberlocken, um auch schon nach der ersten Klasse, da ich bleich-

fächtig geworden war, wieder auszutreten. Sowie so winkte, von ferne zwar erst, das spätere Kunststudium. — Aber vorher, was hatten mir diese beiden letzten Jahre noch für Reichtümer gebracht! Sie wurden meine große Zeit, was Eifer und Arbeitsfreude betraf.

Allerdings, in der Musik war ich eine Null geblieben, und Herr Rennefahrt, unser verehrter Musikpädagoge, wird sich wohl heute noch an die verunglückten Nachhilfsstunden, die er mir freundlichst bei sich zu Hause gab, mit Entsetzen erinnern. Es war bei mir, die doch den Unterschied zwischen guter und schlechter Musik sehr wohl fühlte, einfach kein Zusammenhang da zwischen Gehör und Stimme; ich sang nach wie vor falsch.

Den künstlerisch und menschlich nachhaltigsten Eindruck aus diesen letzten Bildungsjahren vermittelten uns jedoch die Deutschstunden bei dem verehrten und von vielen von uns förmlich angebeteten Dichter und Sprachgelehrten Prof. Otto Sutermeister. Wir nannten ihn zwar hinter seinem Rücken etwas respektlos den „Süti“, aber dabei zerfloßen wir doch vor Ehrfurcht und Begeisterung, wenn wir ihn nur von weitem sahen, geschweige denn in seinen Stunden! Das war wieder kein gewöhnlicher Lehr- und Schulunterricht; für manche war er wohl etwas zu hoch gehalten, wenn der Dichter uns zu Dichterinnen erziehen wollte oder der Psychologe uns Themen zu Aufsätzen gab, die für unser junges Gehirn fast zu kompliziert waren. Aber was tat es! Er wußte seinen Unterricht mit so viel Humor und Geist zu würzen, daß er wirklich oft Resultate erzielte, die nur seiner Anstehung zu verdanken waren. Und dabei kam gerade ich, die im letzten Schuljahr nur noch Allotria getrieben hatte, ein wenig zu Ehren und wurde — schwipp-schwupp — aus dem Klassenunhold eine gelehrige Schülerin.

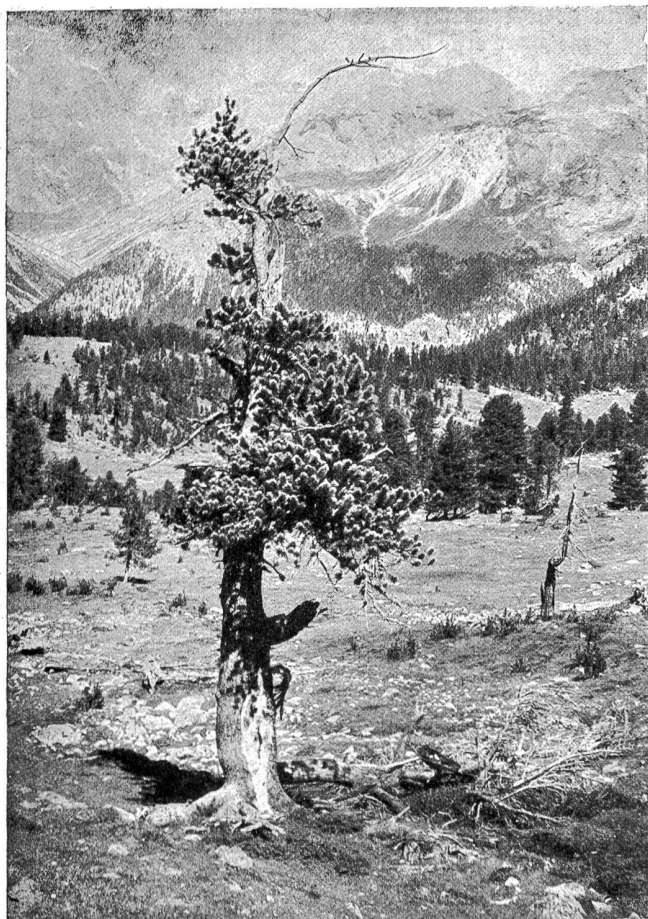
Damals wußte man noch nichts von Schulreform, aber der Unterricht dieser beiden verdienten Schulmänner, Tanner und Sutermeister, könnte noch heute vorbildlich sein und besonders junge Lehrer zur Nachahmung aufstacheln.

Wir hatten uns natürlich zu Weihnachten Sutermeisters Gedichte und Spruchdichtungen „Welt und Geist“ und „Gastgeschenke“ gewünscht und deklamierten, da er uns in den aufzufahrenden Gedichten freie Wahl ließ, oft daraus, was er mit schalkhaftem Lächeln entgegen nahm. Dabei begeisterte er uns für seine Lieblinge, Rückert, Wieland usw., und unterwies uns so lebendig in Metrik und Poetik, daß einem die Jamben, Trochäen und Daktylen zuletzt ganz vertraut wurden.

Ich freute mich nun immer, im Gegensatz zu früher, auf die Aufsätze, besonders Leni und ich wetteiferten, es dem bewunderten und verehrten Lehrer recht zu machen. Eine Eins unter einem Aufsatz bedeutete schon etwas, aber eine Eins mit zwei Strichen darunter, das war das höchst Erreichbare, und unser Ehrgeiz träumte nur noch von zweigestrichenen Einern.

Da hatten wir einmal die Hexameter durchgenommen und ein freiwilliges Aufsatzthema lautete, ein uns bekanntes Gedicht in diese Versform umzudichten. Ich wählte die Schillersche „Teilung der Erde“. Gott Zeus, der die Güter der Erde unter alle ihre Bewohner verteilt und jedem Menschen das Seine, d. h. das ihm am besten Dienliche, zum „Erb und ewigen Lehen“ gibt. Einzig der Dichter war in den Wolken gewesen, hatte die Teilung geträumt und kam erst daher, als alles vorüber war und er kein Fekchen mehr für sich erbischen konnte von allen Herrlichkeiten der Erde. Da winkte ihm der Gott und tat seinem liebsten, aber enttäuschten Sohne zur Entschädigung seinen Himmel auf.

Ich formte und fügte und schaffte eine ganze Woche lang und schließlich konnte ich mein Opus abgeben. Wer beschrieb meinen freudigen Schreden, als in der nächsten Stunde nicht nur eine zweigestrichene Eins darunter war, sondern unser Lehrer meine Verse noch als Muster vorlas. Der glänzende Humor, mit dem seine Stunden oft ge-



Letzte Arve auf Buffalora, am Rande des Schweiz. Nationalparks.

würzt waren, fand bei vielen von uns einen dankbaren Boden, aber auch manchmal am unrichtigen Ort seine Nachahmer. So konnte er herrliche Wortspiele machen und Verse auf den Kopf stellen. Wir amüsierten uns zwischen hinein natürlich in allen möglichen Versuchen. Da passierte mir, gerade am Examen, etwas ganz Dummes. Ich hatte Goethes Sängers auswendig gelernt und vorher zum Spaß öfters einen Vers umgedreht, ganz bestimmt voraussetzend, daß ich ihn im entscheidenden Moment doch richtig hersagen würde.

Ich stand da und deklamierte mit begeisterter Stimme. Aber was war das? Plötzlich sah ich eine Heiterkeitswelle über Sütis Gesicht huschen, sein Kopf verschwand hinter dem Pult und um mich sicherte es, so daß ich alle guten Geister anrufen mußte, um das Gedicht zu Ende zu bringen. Ich hatte also doch deklamiert:

„Der Sängers schlug die Augen ein
Und drückt in vollen Tönen ...“

O Goethe, verzeih! Unser verehrter Anstifter hatte nur eine zu gelehrige Schülerin gefunden.

Am Schluß meiner Schulzeit schrieb er mir väterlich ins Album:

„Kein schönerer Gang, kein süßeres Erschrecken,
Als in sich selbst gehn und sein besseres Ich entdecken.“

Zu diesem war er zum großen Teil Miterwecker gewesen.

Zuletzt möchte ich noch Emma Mathys erwähnen, die unsere Naturkundelehrerin war und die uns, weil auch etwas Außergewöhnliches, zu fesseln wußte. Sie war häßlich, hatte aber gute, kluge Augen. Nach ihrem frühen Tode wurde eine kleine Sammlung schöner Gedichte von ihr, von denen wir aber damals keine Ahnung hatten, herausgegeben. Sie

hatte nachher eine schwere Leidenszeit durchzumachen und während dieser sandte ihr ihr einstiger Kollege Sutermeister, der verstehende, liebevolle Familienvater, Freund und Menschenkenner folgende schönen, trostreichen Verse, die ihr wohl die letzten Stunden erleichtert haben mögen:

„Wer Liebe sät, ist nie allein.
Auf düsterm Steige herber Bein,
Auf sonn'gem Pfade, Schritt für Schritt,
Geht Liebe trauernd, jubelnd mit.“

So endigte meine Schulzeit in Freude und Ernst. Wir waren unterdessen große Mädchen geworden, die erwartungsvoll ins Leben hinaus blickten. Wir durften uns schon sagen, daß wir aus ihr vieles mit in dieses hinüber nehmen konnten. Vor allem hatten wir gelernt, daß es sowohl beim Lehren wie beim Lernen auf den Geist der Liebe und des Verständnisses ankommt, mit dem gegeben und entgegen genommen wird. Ja, diese beiden letzten Jahre waren so reich gewesen, daß ich in einem dankbaren Herzen alles aufhob und mir selbst die vorangegangenen Flegeljahre in verklärtem Lichte erschienen. Wilhelm Busch, der humorvolle Lebenskenner, wird wohl recht haben, wenn er sagt:

„Positiv im Buch des Lebens
Steht das Lieben,
Was verblieben,
Ob ein Minus oder Plus,
Zeigt der Schluß!“

Bertha Züricher.

25 Jahre Schweizerischer Nationalpark.

Von S. Lötscher-von Büren.

Seit den ersten Zeiten der Besiedelung hat der Mensch um die Ausnützung der Naturkräfte gekämpft. Am deutlichsten zeigt uns dies die Ausrottung der Waldbestände. Der Wald ist dem Menschen siedlungsfeindlich. Hunderte von Ortsnamen, wie Rüti, Reuti, Schwendi, Brand, Rongellen, Runcalier usw. deuten auf frühere Bewaldungen. Nach den Untersuchungen von Prof. Böhler soll dieser Vorgang der Urbarmachung schon im 13. Jahrhundert sein Ende gefunden haben. Die Folgen all dieser rücksichtslosen Schändung waren: Verödung der Natur, Niedergang eigenartiger Pflanzen- und Tiergeschlechter und vor allem Entstellung des Landschaftsbildes.



Blockhütte in der Val Cluozza.

Nun aber haben sich die Zeiten geändert und mit ihnen auch die Völker. Die Schutzbewegung gegen die Zerstörung ursprünglichen Naturlebens reicht in der Schweiz in die erste